

**Predigt zu Markus 2,18-22 , 3. Sonntag nach Epiphania,
21. Januar 2001 in Gilching und Oberpfaffenhofen**

Liebe Gemeinde!

Das Jahr ist noch neu. Wir haben den Beginn des Neuen Jahres gefeiert, haben Neujahrsgrüße verschickt und bekommen. Viele neue Tage liegen vor uns. Ob sie den Namen *neu* verdienen? Erwarten wir etwas Neues, etwas, das sich vom Alten, Vergangenen deutlich unterscheidet? Welche Hoffnungen tragen wir ausgesprochen oder unausgesprochen in unserem Herzen? Jeder, jede unter uns hat hoffentlich seine, ihre ganz eigenen, unverwechselbaren Wünsche und Träume: Hoffnung auf die Heilung von einer Krankheit oder doch wenigstens ihre Besserung, Hoffnung auf einen neuen Weg hin zu den Menschen, die wir lieben, auf die Erneuerung, den Neuanfang der Liebe, Hoffnung auf Versöhnung, Hintersichlassen alter Verletzungen und Enttäuschungen, Hoffnung auf eine gute Prüfung, Hoffnung auf eine neue Aufgabe, die dem Leben neue Freude, neuen Sinn schenkt.

Im Neuen sind Möglichkeiten verborgen, die überraschen, ja erschrecken können. Bei weitem nicht alles Neue erweist sich als sinnvoll und heilvoll. Und nichts kann schneller veralten, als gerade das ganz Neue, wenn es sich nicht sowieso etwas Altes im neuen Gewande herstellt. Oft erweist sich auch die Rückbesinnung auf etwas Altes als ganz neue Möglichkeit, als eigentlicher Neubeginn, ob das nun Spielen statt Fernsehen, mehr Radfahren statt immer Autofahren oder Briefe schreiben statt nur Telefonieren ist, Achten auf die menschen- und naturgemäße Qualität von Lebensmitteln statt Einkaufen nur mit dem Blick auf den Geldbeutel.

Sich zwischen dem Alten und dem Neuen zu entscheiden, kostet Mut. Ja, es ist manchmal nicht leicht zu erkennen, was veraltet und ohne Zukunft ist, obwohl es vielleicht ganz neu aussieht, und was das Neue, Hoffnungsvolle ist, das die Zukunft in sich trägt, zukunftssträchtig ist.

Gerade an dieser Stelle, im Konflikt zwischen alt und neu, muß unser Predigttext zu Wort kommen. Die Jünger des Täufers Johannes und die Pharisäer, fromme ernsthafte Leute, denen der Wille Gottes sehr am Herzen liegt, wundern sich, nein ärgern sich über die Jünger Jesu. Ihnen fällt auf, daß diese Jesusanhänger sich ganz und gar nicht so verhalten, wie es sich für Leute gehört, die ernsthaft nach Gott fragen. Dazu gehören doch Zeiten der Besinnung, des Verzichts, Buße, Trauer über die eigenen verfehlten Wege, über Unfrieden, Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Zum inneren und äußeren Zeichen fasten diese Frommen zur Zeit Jesu in Israel zweimal in der Woche, leisten Verzicht, setzen sich sichtbar ab von den gedankenlosen Zeitgenossen, die sich um Gottes Willen nicht scheren und denen der elende Zustand der Welt gar nicht auffällt. Ganz anders dagegen die Anhänger Jesu: Von Fasten kann gar keine Rede sein, im Gegenteil, sie lassen keine Gelegenheit aus Feste zu feiern, jeder Tag ist ihnen recht und mit Weintrinken halten sie sich auch nicht gerade zurück. Ist das ein Verhalten, das dem Ernst der Lage angemessen ist? Dieser Widerspruch läßt den Johannesjüngern und den Pharisäern keine Ruhe und so kommen sie zu Jesus und fragen vorwurfsvoll: Herrscht nicht überall Ungerechtigkeit und Elend? Ist nicht Gott, ja schon die Frage nach Gott ganz an den Rand gedrängt? Wer jetzt die Lage nicht ernst nimmt, umkehrt, betet und fastet, der verhindert, daß Gottes Reich kommt und trägt mit Schuld am Elend. Das könnt ihr doch überall bei den Propheten nachlesen. Aber nein, dein Jünger haben's ja nicht nötig. Wie könnt ihr nur so feiern? Habt ihr denn keine Augen im Kopf?

Jesu Antwort ist ganz einfach: Meine Jünger haben durchaus Augen im Kopf, aber ihre Augen sehen noch etwas anderes, ihre Ohren hören noch etwas anderes, ihre Herzen spüren noch etwas anderes. Und das, was sie da sehen, hören und spüren ist ganz neu, überwältigend neu. Das bringt sie zum Feiern und Jubeln. *"Können denn die Hochzeitsgäste fasten, während*

der Bräutigam unter ihnen ist? Solange sie den Bräutigam in ihrer Mitte haben, können sie unmöglich fasten!", so der Predigttext bei Markus.

Ein Hochzeitsfest ist ein Fest der Liebe, ein Fest, in dem die Liebe gefeiert wird. Die Gäste lassen ihren Alltag unterbrechen, werden weggelockt von sich selbst, öffnen sich den anderen, nehmen teil an der Liebe, die da gefeiert wird. Die Zeit des Festes versammelt unsere ganze Zeit in einer Stunde, wirft ihren Schein auf das, was war und auf die Zeit, die vor uns liegt. Ein Hochzeitsfest ist auch der richtige Ort um Geschichten zu erzählen: Geschichten vom Suchen und Finden, vom Begegnen und Werben, von Sehnsucht und Erfüllung, Geschichten von der Liebe.

Zu erzählen gibt es auch etwas auf dem Fest, von dem Jesus redet. Neues, Aufregendes bewegt die Gäste und bringt sie zum Staunen und Feiern. Die Geschichten, die auf Gottes Fest erzählt werden, sind auch Geschichten von der Liebe, Liebesgeschichten. Jesus selbst steht im Mittelpunkt dieser Festgeschichten: Geschichten, die er erzählt, Geschichten, die von ihm erzählen, Geschichten, in denen alles neu wird. In diesen Geschichten sehen wir das neue Bild Gottes, unser neues Bild und das unserer Mitmenschen, die Schöpfung erscheint in einem neuen Licht, auch Frömmigkeit und Gottesdienst werden neu. Diesen Spuren wollen wir nun nachgehen.

Jesus zeigt uns das neue Bild Gottes, keinen unnahbaren, fernen Gott in ehrfurchtgebietender Heiligkeit, sondern das Bild des Gottes, der uns ganz nahe kommt, der seine Sonne scheinen läßt über Gerechten und Ungerechten, des Gottes, der sich finden läßt, wie einen Schatz im Acker und der uns selbst nachgeht bis in die letzten Abgründe unseres Lebens, um uns dort zu finden und bei uns zu bleiben.

In Jesus ist Gott auf den Straßen Galiläas unterwegs zu den Menschen, die schwach, ausgestoßen, verachtet sind. Durch ihn finden sie zu einem neuen, heilen Leben. Auch was in uns krank, schwach, ausgegrenzt ist, kann heil werden. Er setzt sich zu den Sündern und Zöllnern an den Tisch, um mit ihnen Gottes Fest zu feiern. Jesus zeigt uns Gott so, daß wir vertrauensvoll und zärtlich zu ihm „Abba“, „Papa“, sagen können.

Und mit dem Bild Gottes wandelt, erneuert sich auch das Bild des Menschen, kann sich unser eigenes Bild wandeln. Wir müssen uns nicht ständig ins beste Licht setzen, sondern können uns und unsere Schwächen erhellen lassen von Gottes Licht. Wir müssen nicht mehr der Mensch sein, der Adam oder Eva heißt und sein will wie Gott, der Kain heißt und seine Schwester, seinen Bruder nicht hüten will oder der Mensch, der vergeblich am Turm baut in Babel, um sich selbst einen Namen zu machen. Wir müssen nicht Leistungen, gleich welcher Art vorweisen, um Gottes Fest mitfeiern zu dürfen. Lahme gehen, Blinde sehen, Tote stehen auf. Resignation, Gleichgültigkeit, Hoffnungslosigkeit behalten nicht mehr das letzte Wort. Zu neuen Menschen mit neuem Geist und neuem Herzen können und werden wir uns wandeln, immer wieder von neuem. Immer wieder werden wir der Versuchung erliegen für den neuen Wein doch die alten Schläuche zu verwenden, werden wir versuchen den alten Mantel, die etwas fleckige, eingerissene weiße Weste mit einem neuen Flicker auszubessern, doch dieses Flickwerk eignet sich nicht als Festtagskleid bei Gottes Fest und wir werden erkennen, daß wir das ja gar nicht nötig haben.

Mit unserem Bild ändert, erneuert sich auch das Bild der Menschen, die neben und mit uns leben. Sie bleiben nicht unsere Konkurrenten oder ferne, fremde Menschen, die uns gleichgültig lassen. Sie werden zu Schwestern und Brüdern, zu Nächsten, zu Festgästen gleich uns. Der Samaritaner, von dem Jesus erzählt, kann gar nicht die Augen abwenden und sich vorbeistehlen an dem, der da unter die Räuber gefallen ist. Es wird uns sicher nicht immer leicht fallen, in allen Menschen um uns auch geladene Gäste zu Gottes Fest zu sehen, aber Gottes Blick ist weiter als unser mehr oder weniger enger Horizont. Gott lädt uns ein, seinen liebevollen Blick gelten zu lassen. Genauso bittet der Vater im Gleichnis den älteren Bruder des verlorenen und wiedergefundenen Sohnes inständig doch mitzufeiern.

Und noch mehr gerät in Bewegung, wandelt sich in seiner Bedeutung: Die Welt um uns, die Schöpfung, die Dinge und Güter, mit denen wir umgehen, bekommen ihre eigene Würde als Festgeschenke Gottes. Wir brauchen uns weder krampfhaft an sie zu klammern noch sie gering schätzen und sie verachten. Jesus und seine Freunde haben gern gegessen und getrunken. Nicht umsonst erzählt das heutige Evangelium die Geschichte von der Hochzeit in Kana. Ein Zeichen für Gottes Fest ist die Fülle, ein verschwenderisches Schenken. Die Freude wird nicht rationiert. Wir sind frei diese Geschenke dankbar, lachend, feiernd, weiterschenkend anzunehmen und zu gebrauchen. Daß dies kein Freibrief ist, die Festgeschenke Gottes zu zerstören oder nur für uns allein zu behalten, versteht sich von selbst. Diese Geschenke sind kostbar und für alle Menschen gedacht.

Mit dem neuen Blick auf Gott, die Menschen und die Geschenke der Schöpfung bekommt auch die Art und Weise der Hinwendung zu Gott, die Frömmigkeit ein neues Gesicht. Enge Regeln und Gesetze verschwinden. Gott kommt nah, er läßt sich anreden und finden. Der Sabbat ist wieder für den Menschen da, ein Festtag, ein Geschenk des menschenfreundlichen Gottes. Ganz selbstverständlich heilt Jesus am Sabbat einen verkrüppelten Menschen. Was könnte dem menschenfreundlichen Gott mehr entsprechen? Es ist sicher kein Zufall, daß diese Geschichte direkt im Anschluß an unseren Predigttext erzählt wird. Jesus stellt auch kein neues Gesetz auf, das nun Fasten verbietet. Fasten kann durchaus auch seinen sinnvollen, notwendigen Platz haben und die frühe christliche Gemeinde hat in aller Freiheit das Fasten zu bestimmten Zeiten wieder aufgenommen. Keiner aber muß einen bestimmten vorgeschriebenen Weg einhalten, um Gottes Fest mitzufeiern. Eines aber verbindet alle Gäste bei Gottes Fest: Sie gehören zusammen als eine Kirche und können in Jesus Christus immer wieder Gottes Nähe spüren.

Doch in allem Jubel muß doch am Schluß auch von dem Schatten die Rede sein, der über der Hochzeitsfreude liegt: *"Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; da werden sie fasten, an jenem Tage."* Diesen Schatten des Kreuzes dürfen wir nicht verschweigen. Die Macht des Alten wird immer wieder übermächtig erscheinen und uns gefangen nehmen. Und doch - das Fest Gottes, das Fest seiner Liebe ist nicht zuende an Karfreitag, sondern nimmt am Ostermorgen einen neuen, unwiderruflichen Anfang. Und das Alte ist im Grunde schon längst hoffnungslos veraltet, auch wenn es oft genug nicht so aussieht. Wir können jetzt schon als festliche Menschen leben und auf dem Weg gemeinsam vorangehen, aber auch rasten und feiern. Und wir können den festlichen Lobgesang laut werden lassen, der Jesus lobt, den Jesus, der uns, die wir täglich unsere Sorgen zählen, zum Fest in Gottes Sanssouci geleitet. Amen.